

Über soziale Images

Kleining, Gerhard

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kleining, G. (1961). Über soziale Images. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft*, 5, 145-170. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-8576>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

ÜBER SOZIALE IMAGES

Von Gerhard Kleining

In dieser Abhandlung sind einige Gedanken über soziale Vorstellungsbilder oder Images niedergelegt, die Angehörige der gegenwärtigen deutschen Gesellschaft von sich selbst und von anderen Mitgliedern dieser Gesellschaft besitzen. Sie beschäftigt sich also mit Ideen, Sichtweisen, Beurteilungsschemen und Erlebnisformen, die Gegebenheiten sozialer Art, wie die Gesellschaft, Gruppen, Schichten, Generationen, Berufsstände usw., zum Gegenstand haben.

Die Betrachtungen stützen sich auf empirische Untersuchungen über Gesellschaftsbilder, die seit 1957 vorgenommen wurden und noch weiter fortgeführt werden. Derzeit liegen etwa 700 Protokolle qualitativer Interviews vor und akkumulierte statistische Daten aus mehreren Umfragen mit insgesamt 64 000 Personen, die repräsentativ sind für die Bevölkerung zwischen 16 und 65 Jahren im Bundesgebiet und Westberlin (jeweils dreistufige Wahrscheinlichkeits-Samples mit 5000 bis 8000 Befragten). Ein Teil der Ergebnisse wurde schon veröffentlicht (7) (8), weiteres Material wird demnächst in dieser Zeitschrift erscheinen (9), andere Untersuchungsdaten liegen vor, sind aber noch nicht publiziert.

Die folgenden Ausführungen sind ein Versuch, einige der für das Verständnis der Eigenart sozialer Images wichtigen Ergebnisse aus den bisherigen Arbeiten zusammenzufassen und zu interpretieren. Wir beziehen uns deshalb häufiger auf die schon veröffentlichten Arbeiten, verwenden aber auch qualitatives Material, das noch nicht veröffentlicht ist, während wir hier auf unsere statistischen Daten nicht eingehen.

Eingangs behandeln wir, nach einer Definition des Imagebegriffes, die Beziehungen zwischen sozialen oder kollektiven Images und der sozialen Realität, wobei wir uns sowohl mit der Wirkung der Realität auf Images als auch mit der Wirkung von Images auf die Realität auseinandersetzen. Im nächsten Abschnitt ist das Erleben von sozialen Gruppen unter dem Image-Gesichtspunkt zu beleuchten. Dabei gehen wir auf die Ideen über Gleichheit und Ungleichheit von Menschen ein, auf die Definition und Abgrenzung von Gruppen durch soziale Symbole und auf deren Wirkung auf das Erleben von Gruppen. Schließlich beschäftigen wir uns mit drei der wichtigsten Gliederungs-Prinzipien, mit deren Hilfe eine Ordnung von Gruppen zu einem Gesell-

schaftsbild erreicht wird, und sprechen von der vertikalen, horizontalen und strukturellen Gliederung der Gesellschaft in der Vorstellung ihrer Angehörigen.

Image und Realität

Man muß sich über das Verhältnis von Image und Realität klar sein, wenn man Image-Untersuchungen zur Durchleuchtung sozialer Tatbestände verwenden will. Dazu haben wir uns zunächst mit dem Image-Begriff zu beschäftigen.

Wie an anderer Stelle erklärt (5), versteht man unter Image im allgemeinen die Gesamtheit aller Wahrnehmungen, Vorstellungen, Ideen und Bewertungen, die ein Subjekt von einem Objekt besitzt, was dieses „Objekt“ auch sein möge, ein Gegenstand, eine Person, eine Verhaltensweise, eine Situation, kurz alles, was in irgendeiner Form real ist. „Bild“ ist ein dem Image entsprechender Ausdruck, wenn man unter Bild nicht nur die wahrgenommenen, sondern auch die vorgestellten, ausgedachten, vermuteten Eigenschaften und Eigenarten einer Gegebenheit versteht und die Bewertung und Deutung des Erlebten mit einbezieht. Man kann deshalb sagen, daß ein Image oder ein Bild durch die Auseinandersetzung des Subjektes mit seiner Umwelt entsteht, und definieren: ein Image ist das Ergebnis der Projektion psychischer Energie auf einen gegebenen Reiz, oder es ist die Art, wie eine Gegebenheit dadurch einem Subjekt erscheint.

In einem Image finden sich also, in verarbeiteter Form, zwei Faktoren oder Wirkungen wieder: solche, die von der Person ausgehen, die sich ein Bild macht, und solche, die von dem Reiz, dem Gegenstand oder dem Objekt stammen, von dem ein Bild entworfen wird.

Die Wirkung beider Komponenten in jedem Image ist, wenn nicht schon durch die Alltagserfahrung, so doch durch Forschungsergebnisse leicht nachzuweisen. Verschiedene Personen haben verschiedene Vorstellungsbilder von ein und derselben Sache, und ihre jeweiligen Images sind verschieden, weil sie selbst verschiedene Menschen sind, die mit der Realität auf ihre Weise umgehen. Dies zeigt den Einfluß der Persönlichkeit auf das Image. Das Image besteht aber nicht nur aus persönlichen Faktoren; denn dann müßten ja alle Vorstellungsbilder einer Person, die sie von beliebigen Objekten besitzt, gleich sein, was sie natürlich nicht sind. Im Image ist also auch der Einfluß der Gegebenheit wirksam, des Reizes oder der Realität, was dazu führt, daß verschiedene Personen auch gleiche Vorstellungen von derselben Sache besitzen, weil nämlich jeweils derselbe Reiz den Images zu Grunde liegt. Zwischen der Realität einerseits und der Persönlichkeit andererseits ist also das Image eingespannt, es wird von beiden Faktoren beeinflußt, obgleich es ein eigenes, gestaltetes Ganzes ist, das eigenen Gesetzen gehorcht.

Es mag nun zunächst so erscheinen, als ob die psychischen Komponenten im Image vor allem Gegenstand der psychologischen Forschung seien, während die Realitätskomponenten, sofern der Gegenstand des Images von sozialer Wichtigkeit ist, als Forschungsobjekt der Sozialpsychologie und der Soziologie zu gelten hätten. Diese Überlegung könnte als Argument verwenden, daß sich die Psychologie eher mit der subjektiven Sicht der Dinge beschäftigt und daß die Soziologie eher mit objektiven, von der persönlichen Interpretation des Einzelnen unabhängigen, über den Einzelnen hinausführenden und auch ohne ihn bestehenden Gegebenheiten zu tun habe. Oder auch, daß es psychologisch sei, den Einzelnen in seinem Verhältnis zur Umwelt und zur Gesellschaft, und soziologisch, die Gesellschaft in ihrem Verhältnis zum Einzelnen zu begreifen. Eine solche Unterscheidung würde dazu führen, die subjektiven Komponenten des Images zu betonen und die Imageforschung der Psychologie zuzuweisen, da die Realität im Image nur als Abbild, als subjektive Deutung erscheint. Dies würde aber übersehen, daß das Subjekt, der Einzelne, nicht nur als Person, sondern auch als Mitglied sozialer Organisationen lebt und daß er gleichzeitig sowohl Einzelmensch, unverwechselbares Individuum, als auch Gruppemensch, ein gleicher unter vielen ist. In beiden Funktionen setzt er sich mit seiner Umwelt auseinander, erlebt und interpretiert die Realität, in beiden Fällen entstehen Images. Nur sind sie in einem Falle individuell, einmalig, unverwechselbar, im anderen Falle kollektiv, allgemein und typisiert. Es empfiehlt sich also, die individuellen Ausprägungen des Images als Gegenstand psychologischer, und die gruppen- oder gesellschaftsgebundenen Faktoren von Images als Gegenstand sozialpsychologischer und soziologischer Bemühungen anzusehen. Kollektive Images dürfen deshalb als Untersuchungsobjekt der Soziologie gelten.

Es fragt sich nun, wie gruppeneigentümliche Wahrnehmungen, Vorstellungen und Bewertungen mit der spezifisch sozialen Realität in Beziehung stehen. Einmal, kann man antworten, indem sie diese Realität abbilden, und zum anderen, indem sie auf tatsächliches soziales Verhalten wirken. Dies bleibt zu erläutern.

Zur Abbildung der „spezifisch sozialen Realität“: Aus dem Vorhergesagten folgt, daß wir verschiedene Komponenten in einem Image unterscheiden können und, da sich ja im Image die Interpretation der Realität verfestigt, verschiedene Arten der Realitätsabbildung, nämlich individuell, gruppenspezifisch und gesellschaftlich bedingte Sichtweisen der Wirklichkeit. Alle diese Aspekte sind in jedem Image vorhanden in einer Einheit, die wir nicht aufzulösen vermögen, wenn nicht das Image mit anderen Images verglichen wird. Wir wollen deshalb beschreiben, wie man zu Gruppen- oder Kollektiv-Images gelangt, unter denen wir jene Aspekte von Images verstehen, die bei allen Mitgliedern

einer sozialen Gruppe in gleicher Weise vorhanden sind. Dabei können wir verfolgen, wie sich die Realitätsabbildungen, vom individuellen Image ausgehend, wandeln.

Gruppen-Images erhält man, wie auch an anderer Stelle erklärt (3), durch die Analyse von Einzel-Images. Man beschafft sich dazu ausführliche Beschreibungen einer interessierenden Gegebenheit, z. B. einer sozialen Schicht, von Menschen einer bestimmten Gruppe, etwa den Angehörigen einer anderen Schicht. Diese Beschreibungen analysieren wir auf Gemeinsamkeiten, also auf die durchgängigen Beurteilungsschemen, die allgemeine Sichtweise, indem wir die Verschiedenheiten in den Protokollen als individuelle Variationen deklarieren und diese unberücksichtigt lassen. Wir erhalten also die Imageaspekte, die alle Befragten als gegeben ansehen. So erstellen wir ein Gruppenimage, eine Vorstellung, die beispielsweise Angehörige der Oberen Mittelschicht von Angehörigen der Oberschicht besitzen. Sie zeigt, wie Menschen dieser Schicht die Oberschicht sehen, was sie als charakteristisch erleben, wie sie diese Menschen beurteilen und bewerten. Dieses Gruppenimage ist anders als jedes Einzelimage, stellt aber gewissermaßen den kleinsten gemeinsamen Nenner aller Einzelimages dar und muß in jedem Einzelprotokoll auch zu finden sein, wenn auch die individuellen Ausprägungen unter sich voneinander abweichen. Auf diese Übereinstimmungen zu kommen, war ja das Ziel der Analyse.

Auf diese Weise sind wir von Einzelimages auf ein Gruppenbild übergegangen, das von persönlichen Interpretationen gewissermaßen gereinigt ist und bei richtiger Anlage der Untersuchung und richtiger Analyse kennzeichnend ist für die Ansichten eines Kollektivs. Solch ein Gruppenimage ist schon soziologisch interessant, es zeigt, wie die Angehörigen einer Schicht die Existenz von Menschen einer anderen Schicht erleben, in welcher Weise sie diese als real ansehen. Freilich wird das Realitätserlebnis von den Gruppenkennzeichen gefärbt — gleiche soziale Lage erzeugt gewisse Gleichförmigkeiten der Beurteilungen.

Der nächste Schritt besteht, um beim Beispiel zu bleiben, in der Ausschaltung der typischen Ober-Mittelschichts-Beurteilungen im Image von der Oberschicht. Dazu erstellen wir die Images, die Angehörige anderer sozialer Schichten von der Oberschicht besitzen, etwa das der Mittleren Mittelschicht, der Unteren Mittelschicht, der Oberen Unterschicht usw. Jedes dieser Gruppenimages enthält die Abbildung desselben Gegenstandes, nämlich der Menschen der Oberschicht, es enthält aber auch die gruppenspezifischen Kennzeichen der Angehörigen der einzelnen beurteilenden Schichten. Vergleichen wir nun diese Gruppenimages miteinander, so wird es möglich sein, wiederum die Gemeinsamkeiten bei ihnen allen zu erfassen. Erneut dürfen wir annehmen, daß die Unterschiede in den Images schichtenspezifisch sind und daß die Gemeinsam-

keiten, sofern wir Menschen aus allen sozialen Schichten einer Gesellschaft in die Analyse einbezogen haben, gesellschaftsspezifisch sind. Auch dieses Gesellschaftsimage steckt in den einzelnen Schichtenimages, ohne es ganz auszumachen. Damit erhalten wir die Beurteilung der Oberschicht durch alle anderen Mitglieder der Gesellschaft und erfahren, wie die Gesellschaft diese reale Gegebenheit erlebt.

Schließlich — um noch einen Schritt weiterzugehen — beziehen wir auch das Selbstimage der Oberschicht in die Analyse ein. Wir stellen also fest, wie die Angehörigen der Oberschicht ihre eigene Position und ihre eigenen Kennzeichen sehen und bewerten, und vergleichen dieses Image mit den Images der anderen oder mit dem Fremdimage. Auch hier wieder gibt es Verschiedenheiten und Gemeinsamkeiten. Die Verschiedenheiten spiegeln offenbar die verschiedene soziale Situation und auch die verschiedene Engagierung der Befragten wider; wir haben es hier ja mit Betroffenen und Nicht-Betroffenen zu tun. Die Gemeinsamkeiten, die es aber auch gibt, weisen uns auf die allgemein von allen Menschen einer Kultur akzeptierten Aspekte der Realität.

Während des Fortschreitens unserer Untersuchung hat sich die Art der erfaßten Realitätskonzeption gewandelt. Sie war ursprünglich — in den Einzelprotokollen — individuell, d. h. eine persönliche Interpretation der gruppen- und gesellschaftstypischen Sichtweisen der Realität, aber zu einer Ganzheit verschmolzen. Dann sind wir zu gruppenspezifischen Realitätsdeutungen vorangeschritten und schließlich zu gesellschafts- oder kulturtypischen. Die kollektiven Aspekte sind Teile des Einzelimages, Erlebnisformen der Wirklichkeit, wie sie bei jeder Person auftreten, aber eben nicht nur bei ihr, sondern auch bei anderen Angehörigen ihrer Gruppe und Gesellschaft. Durch die Analyse von Protokollen in der beschriebenen Art ist die subjektive Komponente im Image jedoch mehr und mehr ausgeschaltet und durch die Ansicht von Großgruppen ersetzt worden. Mit diesem Bild der Realität hat es die Soziologie zu tun, es wird durch die Analyse von Images erfaßbar.

Zusammengefaßt können wir also zur ersten Antwort auf die Frage, wie Image und Realität miteinander in Verbindung stehen, sagen, daß sich in Images verschiedene Realitätskonzeptionen verfestigen, die individuelle, die gruppentypische und die gesellschaftsspezifische Sicht der Realität, deren erstere mehr der Psychologie, deren letztere der Soziologie als Gegenstand der Überlegung dienen. Persönlichkeitsimages enthalten die individuellen Wertmaßstäbe; ihre gruppen- und gesellschaftsgebundenen Teile die allgemein akzeptierten Werte, die sozialen Selbstverständlichkeiten oder Normen. Die Realitätskonzeptionen werden durch das Erstellen und Analysieren der Images studierbar, wobei wir eigentlich das klassische Verfahren der „teilnehmenden Beobachtung“ verwenden und dabei nur den einzelnen Forscher, der

alles, was ihm auffällt, registriert, in den Interviews ersetzen durch die Aussagen vieler, verschieden stark und in verschiedener Weise Beteiligter.

Bei der Diskussion des zweiten Punktes, der Wechselwirkung zwischen kollektiven oder sozialen Images und sozialem Verhalten, können wir uns kurz fassen, da dieses Thema in einer anderen Arbeit behandelt ist (9). Wie beim Umgang mit Images deutlich wird, sind soziale Bilder nicht nur mehr oder weniger unverbindliche Abbildungen einer Gegebenheit, sondern sie werden zielgerichtet erstellt, um verwendet zu werden. Soziale Images enthalten Verhaltensanweisungen. Es zeigt sich etwa, daß die Vorstellung von Erwachsenen über Jugendliche oder Kinder immer auch einschließt, wie man sich solchen Menschen gegenüber zu benehmen hat, welche Rolle ihnen gegenüber zu spielen angezeigt ist. So findet man in Images allgemein vorgeformte Verhaltensschemen, gespeicherte Anweisungen gewissermaßen, die sich dann in reales Verhalten umsetzen können. Diese Verhaltensanweisungen bestehen aber auch in Fällen, in denen es höchst unwahrscheinlich ist, daß die Betroffenen jemals mit den Personen, über die sie sich ein Bild machen, tatsächlich in Kontakt kommen. So etwa bei den kleinen Angestellten, die durchaus zu wissen glauben, welche Art Menschen die Hilfsarbeiter oder die privilegierten Angehörigen der Oberschicht oder Personen anderer Nationalitäten, Rassen oder Religionsgemeinschaften sind, auch wenn sie noch gar keine Chance hatten, sie kennenzulernen. Würden sie aber, so scheint das Image anzudeuten, mit solchen Menschen zusammentreffen, so würden sie sich so oder so verhalten.

Enthält das Image auf diese Weise vorgeformte Richtlinien für ein Verhalten, kommt es nun zum tatsächlichen Handeln oder nicht, beeinflußt es also das eigene Verhalten, so wird es umgekehrt auch vom Verhalten anderer, besonders natürlich gegenüber der eigenen Person oder Gruppe beeinflußt. Denn diese Aktionsschemata sind, wenn auch sehr stabil, so doch nicht unveränderlich. Man kann seine Einstellung anderen Menschen gegenüber verändern, wenn es durch deren Verhalten angezeigt ist, im Einzelfall oder allgemein, zeitweilig oder stetig. Diese im Image verfestigten Einstellungsänderungen bewirken dann wieder verändertes Verhalten, verändertes tatsächliches oder verändertes potentiell Verhalten. Eine solche Beeinflussung des eigenen Verhaltens muß nicht einmal durch wirklich erlebtes Verhalten anderer verursacht werden, es genügt oft schon die Vorstellung, daß sich andere unter den gegebenen Umständen jetzt wahrscheinlich so und nicht mehr so verhalten würden, um eine Änderung der eigenen Einstellung und des eigenen Verhaltens auszulösen.

Über soziales Verhalten — aktualisiert oder nicht — stehen soziale Images also ebenfalls mit der sozialen Realität in Beziehung. Sie enthalten Verhaltensanweisungen, die in ihnen gespeichert und verfestigt werden und die das

eigene Verhalten steuern und beeinflussen, aber auch vom Verhalten anderer beeinflußt werden können.

Das Erleben sozialer Gruppen

Die folgenden Bemerkungen beschäftigen sich mit kulturell gebundenen Images, mit Vorstellungen also, die, wenn auch in mehr oder minder ausgeprägter Form, mit dieser oder jener Betonung vorgetragen, doch in ihrer wesentlichen Eigenart bei allen Mitgliedern der gegenwärtigen deutschen Gesellschaft zu finden sind. Gegenstand des Images ist die Gesellschaft selbst, ihre Eigenart und ihre Gliederung.

Wir haben in explorativen, frei geführten und nur durch einige Leitfragen gesteuerten Interviews Menschen in verschiedenen sozialen Positionen die Frage gestellt und sie mit ihnen diskutiert „Wie kann man die Menschen wohl in Deutschland im allgemeinen einteilen?“. Ein Beispiel für die Antworten und die Art der Analyse wurde bei der auszugsweisen Wiedergabe einer Befragungsniederschrift früher gegeben (7). Bei folgenden Interviews sind wir ähnlich vorgegangen und haben dann später, um einzelne Aspekte weiter zu durchleuchten, mit mehr gezielten Fragestellungen gearbeitet.

Dabei zeigt sich zunächst zweierlei. Einmal, daß die Befragten die Gesellschaft als Realität erleben, als handfeste Gegebenheit, die Wirklichkeitscharakter hat und nicht nur vorgestellt oder ausgedacht ist. Und zum zweiten, daß man Gruppen wahrnimmt, daß man Menschen zusammenfaßt zu Einheiten, daß man die Gesellschaft so als geordnet, als strukturiert und organisiert ansieht. Sie ist keine chaotische, bloß zufällige Anhäufung von Menschen.

Auf den ersten Gesichtspunkt, den des Realitätserlebens, ist hier nochmals kurz einzugehen. Wichtig scheint zu sein, daß die Befragten in fast allen Fällen das produzieren, was man, etwas abschätzig, „naiven Realismus“ genannt hat. Sie reden über die Gesamtheit aller Menschen in Deutschland, also mehr als 56 Millionen, so als ob sie es mit etwas durchaus Greifbarem zu tun hätten. Es macht ihnen gar keine Schwierigkeiten, eine sehr große Vielzahl von Menschen zu beschreiben, ihre Eigenarten und Ansichten zu schildern und über ihre Probleme Auskunft zu geben. Sie wissen Bescheid über die anderen, ob sie nun schon mit ihnen zusammengekommen sind oder nicht. Wer wirklich ganz in dieser Gesellschaft steht, erlebt sie als Realität, und zwar fraglos. „So ist es“, meinen sie, nicht: „So sehe ich es“. Das Bewußtsein, daß sie sich hier nicht etwa ein Bild machen, ein sehr bezweifelbares oft, sondern daß sie einfach Wirkliches wahrnehmen, ist bei fast allen unseren Befragten vorhanden.

Bei den wenigen Ausnahmen ist fast stets nachzuweisen, daß es sich um Personen handelt, die weniger gut als die anderen in die Gesellschaft integriert

sind, sei es, daß sie ihre soziale Position, sei es, daß sie ihre Eigenart, über die Gesellschaft kritisch nachzudenken, von der Gesellschaft entfernt. Erst einem kritischen Betrachter, der, von erzwungener Außenseiterstellung und in erzwungener Objektivität, verschiedene dieser voneinander abweichenden „Realitäts“-Beobachtungen sammelt und sich bemüht, sie alle als gleichermaßen „richtig“ zu verstehen, wird aufgehen, daß man es hier mit Realitätsabbildungen, mit Images, nicht mit Realität selbst zu tun hat. Ein solches Unterfangen entfernt ihn aber vom naiven Wirklichkeitsglauben; wer spekuliert, sieht auch andere Möglichkeiten.

Diese als so real gesehene Gesellschaft, die Gesamtheit der „Menschen in Deutschland“ nach unserer Fragestellung, wird als in Gruppen eingeteilt erlebt, also als geordnet, gegliedert oder strukturiert. Auch die Vorstellung von der sozialen Ordnung der Menschen in Gruppen ist durchgängig bei allen Befragten vorhanden. Die Menschen sind verschieden, nicht gleich, die Gesellschaft ist strukturiert, nicht chaotisch.

Hier tritt die Frage der Gleichheit oder Ungleichheit von Menschen auf, beides aus der Sicht der Befragten, als Kennzeichen des Images also (2). Mit erlebter Gleichheit und Ungleichheit von Menschen verhält es sich aber so: Fordert man in Interviews, so wie wir es getan haben, dazu auf, die Menschen „einzuteilen“, so fällt den Befragten rasch eine Reihe von Gliederungen ein. Sie bestätigen damit ihre Vorstellung, daß die Menschen verschieden seien. Stellt man jedoch umgekehrt die Frage, in welcher Hinsicht alle Menschen gleich wären, so erhält man mit ebensolcher Bestimmtheit Antworten, die ihre Ideen von der Gleichheit der Menschen unterstreichen. Beide Vorstellungen, die der Ungleichheit sowie die der Gleichheit, bestehen also zur selben Zeit, und zwar auch bei denselben Befragten. Logisch Widersprüchliches braucht nicht auch Widersprüchliches im Erleben zu sein. Sieht man genauer hin, so erfährt man, warum beide Konzeptionen zusammen auftreten: Die Ungleichheit bezieht sich auf die Verschiedenheit der Menschen unter sich, die Gleichheit auf die Gleichheit der Menschen im Vergleich zu Nicht-Menschen, etwa zu Tieren, Pflanzen, zu unbelebter Natur. Als ungleich erscheinen Menschen verglichen mit sich selbst, als gleich, wenn sie mit Nicht-Menschlichem in Beziehung gesetzt werden.

Ungleichheit geht also immer mit Gleichheit einher, und das Erleben „ungleich“ oder „gleich“ ist abhängig von dem, womit verglichen wird, vom Bezugsrahmen. Diese Binsenweisheit hat es aber in sich: von derselben Mehrzahl kann man Ungleichheit als auch Gleichheit behaupten. Verfolgen wir den Wechsel dieser Vorstellung, das Umspringen von „gleich“ zu „ungleich“ und umgekehrt bei Veränderung des Bezugsrahmens an einem Beispiel, und gehen wir dabei vom Allgemeinen zum Besonderen. Alle Schöpfung, so können wir etwa beginnen, ist gleich gegenüber Gott, dem Schöpfer. Alle Schöp-

fung ist aber auch ungleich, verglichen mit sich selbst, es gibt z. B. die belebte und die unbelebte Natur. Dann: alle belebte Natur ist gleich, verglichen mit unbelebter Natur. Alle belebte Natur ist jedoch ebenso ungleich, verglichen mit sich selbst, da es Menschen, Tiere, Pflanzen usw. gibt. Weiter: alle Menschen sind gleich, verglichen mit Tieren, Pflanzen. Alle Menschen sind ebenso ungleich, verglichen mit sich selbst, wir können etwa verschiedene Kulturen und Gesellschaften unterscheiden. Und: alle Menschen einer Gesellschaft sind gleich gegenüber Menschen, die anderen Gesellschaften angehören. Sie sind aber in sich ungleich, es gibt verschiedene Schichten, Geschlechter, Altersgruppen, Berufe usw. Und schließlich: alle Menschen einer sozialen Schicht sind gleich, verglichen mit Menschen aus anderen sozialen Schichten. Sie sind aber in sich ungleich und so fort.

Diese etwas strapaziöse Ableitung führt uns in den Bereich, auf den es uns hier ankommt. Die Angehörigen der deutschen Gesellschaft sind, wenn auch gleich anderen Gesellschaften gegenüber, unter sich verschieden und ungleich. Sie gliedern sich in Gruppen, die in sich homogen sind, verglichen mit anderen Gruppen. Die Mitglieder dieser Gruppen werden aber auch von anderen Mitgliedern derselben Gruppe unterschieden und dabei zu verschiedenen, nun wieder gleichen Untergruppen zusammengefaßt.

Hier wird deutlich, daß Gleichheit und Ungleichheit Vorstellungen sind, Kennzeichen, die der Realität im Erleben zugeschrieben werden, nicht Merkmale der Realität selbst — wie könnten sie sonst am gleichen Objekt wahrgenommen werden? Die Merkmale können „umspringen“, fast so wie bestimmte Wahrnehmungsgestalten, die in den psychologischen Lehrbüchern das Staunen des Studenten erregen und bei denen zu erfahren ist, daß Wahrnehmung nicht nur automatische Reizübermittlung ist. Diese Wahrnehmungsgestalten haben Begrenzungen, und Grenzen gibt es auch beim Erleben von Gruppen.

Gruppen haben Grenzen, ohne Grenzen keine Gruppen und umgekehrt. Wenn es Gleichheit gibt (innerhalb der Gruppe), muß es eine Grenze geben, nach der die Andersartigkeit beginnt, sonst gibt es keine Gleichheit. Wo immer man aber die Grenzen zwischen den Gruppen sieht, und dies hängt vom Einteilungsprinzip ab, die Grenzen sozialer Gruppen werden fast immer als relativ scharf und klar markiert gesehen. Bestimmte Menschen gehören etwa zur einen oder zur anderen Gruppe oder auch zu mehreren Gruppen, aber nicht zu beliebigen. Gleichzeitig etwa zu den „Jungen“, den „Arbeitern“, den „Städtern“, den „Dortmundern“, den „Verheirateten ohne Kinder“ usw. Es gibt da keine kontinuierlichen Übergänge im Image und nur sehr selten — vorläufige — Zwischenbereiche, wie etwa bei den „Halbwüchsigen“, den „Halbstarken“, die nicht mehr Kinder sind und noch nicht Erwachsene. Aber auch

sie werden schon zu den „Teenagern“, einer eigenen selbständigen, abgegrenzten Gruppe.

Die Vorstellung, daß die Gruppen an sich homogen, die Menschen in ihnen also „gleich“ seien, stützt sich zunächst auf ein bestimmtes Merkmal, das man bei allen findet und bei allen anderen nicht, das Merkmal nämlich, nach dem man gliedert. Zu seinen Gunsten werden andere Merkmale unterschlagen oder doch als weniger wichtig gewertet. Die „Angestellten“ sind solch eine Gruppe, und alle Angestellten haben gemeinsam, daß sie angestellt sind. Alle Arbeiter sind gleich, weil sie Handarbeit leisten usw. Mit diesem einen Gliederungsmerkmal ist die Gruppe definiert, die Abgrenzungen sind festgelegt, die Menschen sind eingeteilt in solche, die es aufweisen, und in solche, die es nicht besitzen. In einem Image ist es aber damit nicht getan. So als wollte man sagen, wenn schon gleich, dann in jeder Hinsicht, wenn schon verschieden, dann ganz und gar, hält man bei Menschen einer Gruppe auch anderes für gleich oder ähnlich, bei einer scharf definierten Gruppe wenigstens oder bei ihren „typischen“ Mitgliedern: ihre Art zu denken und zu fühlen, ihre Wünsche, ihre Ansichten, ihre Art, sich zu kleiden und zu sprechen, ihre Einstellung zur Arbeit und zur Freizeit, zu Vorgesetzten, zu Mitmenschen, zur Familie, ihre politische Einstellung, kurz ihre Persönlichkeit, ihren Lebensraum, ihre Lebensart und ihren Lebensstil. Dies geschieht ein wenig nach dem Schema „Wer lügt, der stiehlt“, wenn das eine zutrifft, dann muß auch das andere, mit ihm Verwandte, gegeben sein. Dies jedenfalls gilt als das Normale, das zu Erwartende. Es ist bei Interviews sehr einfach und häufig recht amüsant, ein solches Merkmal vorzugeben, etwa einen Beruf oder eine Altersgruppe oder auch nur ein bestimmtes Aussehen oder eine isolierte Verhaltensweise, und sich dann von den Befragten die übrigen Kennzeichen nennen zu lassen. Es macht ihnen meist gar keine Schwierigkeiten, den ganzen Menschen zu rekonstruieren. Hier zeigt sich eine bei allen Interviews zu findende Tendenz. Ein wahrgenommenes oder gegebenes Merkmal wird vervollständigt durch andere, die nach der Logik des Images dazugehören. Eine unvollständige, „offene“ Gestalt wird ergänzt und geschlossen.

Nun ist es sehr wichtig, auf die Verschiedenheit dieses Vorganges, der allein das Image betrifft, und den Realitätsgehalt der Annahmen hinzuweisen. Es kann so sein, daß die „vervollständigten“ Merkmale auch wirklich anzutreffen sind, dies muß aber nicht sein. Solche Image-Kennzeichen können sich auf verschiedene Weise zur Realität verhalten: Das Image kann zufällig ein richtiges Kennzeichen als Ergänzung auswählen, es kann aber auch ein falsches Kennzeichen heranziehen. Dieses falsche Merkmal kann unbeeinflußt von der Realität bestehenbleiben, dann spricht man von falschen Ansichten, von Stereotypen, von Vorurteilen. Es kann aber auch entsprechendes soziales Verhal-

ten bestimmen und dadurch die Realität ändern. Und es kann sich auch an der Realität orientieren und sich selbst verändern. Das eine steht jedenfalls mit dem anderen zwar in dynamischer Verbindung, beides liegt im Grunde aber auf verschiedenen Ebenen, was wiederum heißt: Ein Image steht in Beziehung zur Wirklichkeit, beides ist aber nicht dasselbe.

Die Geschlossenheit der Vorstellungen von den Eigenarten einer Gruppe bedingt, daß man dann, wenn sich das kennzeichnende Merkmal ändert, geneigt ist anzunehmen, alle anderen Merkmale hätten sich auch gewandelt. Jemand, der aus der Schule kommt oder seine Ausbildung abschließt, wird viel mehr als veränderter Mensch gesehen, als zunächst anzunehmen wäre. Er wird unter dem Druck der Erwartung vielleicht wirklich anders, weil seine Verwandlung im Image gefordert wird, was sich im Verhalten ihm gegenüber äußert, aber er braucht dies doch nicht. Von jemandem, der lange im Ausland gelebt hat und dann zurückkommt, erwartet man, daß er sich nun auch anders gibt als früher, und ist vielleicht erstaunt, wenn er noch ebenso fließend Deutsch spricht wie vorher. Ein wenig pointiert: wer in Japan lebt, sollte auch aussehen wie ein Japaner, dies ist das „Normale“, dann behält das Image seine Stabilität. Oder: „Wer mit Juden umgeht, ist selbst ein Jude.“

Die Merkmale, die zur Definition von Gruppen, zur Einteilung von Menschen in Gleiche und Ungleiche dienen und auf diese Weise im Image vervollständigt werden, nennen wir soziale Symbole. Wie werden sie ausgewählt? Warum ist etwa die Nationalität, der Wohnort, das Alter, der Beruf, das Geschlecht usw. ein gutes soziales Symbol, das leicht durch andere Merkmale ergänzt werden kann? Dazu wäre daran zu erinnern, daß soziale Images nicht nur Abbildungen und Verarbeitungen der sozialen Realität sind, sondern daß sie dazu dienen, mögliche, d. h. „typische“ Verhaltensweisen der Menschen aus den betreffenden Gruppen zu erschließen und eigenes Verhalten darauf einzurichten. Merkmale werden deshalb dann leicht als soziale Symbole ausgewählt, wenn aus ihnen auf Verhaltensweisen geschlossen werden kann, die auf das mögliche oder tatsächliche Verhalten der Betroffenen gegenüber anderen Menschen und besonders gegenüber der eigenen Person hinweisen. Da die Intentionen für eigenes soziales Verhalten sehr verschieden sein können, vermögen dem Einzelnen sehr verschiedenartige Merkmale zu sozialen Symbolen zu werden. Da aber auch Verhaltensnormen in der Gesellschaft bestehen, sind die allgemein akzeptierten, die leicht kommunizierbaren Symbole nicht beliebig.

Die bevorzugte Verwendung solcher nicht beliebiger Symbole in einer Kultur bewirkt, daß man Menschen leichter in bestimmte Gruppen einteilt als in andere, und daß man glaubt, daß diese Umgrenzungen besonders sinnvoll, vernünftig und notwendig seien.

Zusammenfassend also erscheint die Gliederung der Gesellschaft in soziale

Gruppen als Bild, als Deutung der Realität. Eine Vielzahl von Menschen, deren kleinster Teil bekannt ist oder überhaupt schon einmal gesehen wurde, wird so zu einer gegliederten, überschaubaren Organisation, zur „Gesellschaft“. Das Erleben sozialer Gruppen entsteht im Image durch die Auswahl eines kennzeichnenden Merkmales, das als aussagekräftig gilt für soziales Verhalten und das vervollständigt wird durch andere Kennzeichen. Dies ermöglicht es, den Eindruck zu gewinnen, man hätte eine komplexe Vorstellung von der Eigenart anderer Menschen. Die Auswahl eines sozialen Symbols als wesentlich gegenüber anderen Kennzeichen führt zur Einteilung von Menschen und zur Abgrenzung von Gruppen. Bestimmte Menschen, die das Merkmal besitzen, erscheinen als „gleich“ und deswegen als zusammengehörig anderen gegenüber, die es nicht aufweisen; die Gesamtheit also als „ungleich“ im Sinne des Auftretens oder Nicht-Vorhandenseins des Symbols. Das Erleben von Gleichheit und Ungleichheit steht also mit der Tendenz in Beziehung, soziale Symbole als kennzeichnend für soziales Verhalten auszuwählen und damit mit der Tendenz, soziale Gruppen zu sehen, wenn man nicht sagen will, es wäre eine Folge dieser Tendenz. Die Auswahl sozialer Merkmale ist zunächst individuell beliebig, abhängig von den eigenen Verhaltensvorstellungen, erweist sich aber auch als gruppen- und gesellschaftsspezifisch, da Gruppen- und Gesellschaftsnormen des sozialen Verhaltens bestehen. Deshalb gibt es kollektive Symbole und von der Gesellschaft als „normal“ angesehene Gruppierungen. Das Erlebnis der Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen ist jedoch nicht starr, Personen können verschiedenen Gruppen als zugehörig angesehen werden, abhängig von der Wahl des Gruppierungsmerkmals.

Die Gliederung der Gesellschaft in Gruppen wird als „Realität“ erlebt, als Eingeteilt-Sein. Sie ist jedoch ein Image-Kennzeichen, das zwar — über soziales Verhalten — mit der Realität in enger, dynamisch zu schender Beziehung steht, aber nicht mit ihr identisch ist oder zu sein braucht.

So viel über diesen Aspekt des Images der Gesellschaft, den Gesichtspunkt der Gruppenbildung.

Dimensionen des Images der Gesellschaft

Soziale Gruppen werden im Image der Gesellschaft als geordnet nach Dimensionen gesehen. Auch diese Dimensionen sind, wie die entsprechenden Symbole, die zu Gruppenbildungen führen, kollektiver Art, d. h. „normal“ und verständlich für alle. Aus den Protokollen wird sehr deutlich, daß die Befragten sich bei ihren Beschreibungen von Menschen, so verschieden sie gegeben werden mögen, doch bestimmter gleicher Vorstellungsformen bedienen, deren Verwendung sich ihnen offenbar anbietet. Diese Dimensionen, nach

denen die verschiedenen Gruppen geordnet werden, sind die Strukturachsen des Images der Gesellschaft. Hiermit wollen wir uns nun beschäftigen und im einzelnen eingehen auf die Vorstellung der vertikalen, der horizontalen und der funktionalen Gliederung der Gesellschaft. Andere, ebenso wichtige Image-Dimensionen wie das räumliche und zeitliche Organisationsschema oder die Gliederung nach religiös-weltanschaulich-ideologischen Gesichtspunkten werden hier nicht behandelt, darauf wird in anderem Zusammenhang zurückzukommen sein.

Vorausgeschickt sei die Bemerkung, daß diese Vorstellungsformen im Grunde allen Befragten zur Verfügung zu stehen scheinen, diese und sicher auch noch andere, daß die Befragten sich aber, der Richtung und dem Thema ihrer Beschreibung folgend, einzelner Struktur-Aspekte bevorzugt bedienen oder auch zwischen mehreren wechseln. Deshalb scheint es hier nicht sinnvoll zu sein, eine Gliederung der Befragten nach der Art der von ihnen bevorzugt verwandten Dimensionen anzustreben, sie sind ihnen alle gegenwärtig, und etwas veränderte Fragestellungen bringen andere als die gerade verwandten Denkformen zum Vorschein.

1. Die vertikale Gliederung der Gesellschaft

Die Gesellschaft wird als vertikal geschichtet gesehen, so als ob Gruppen von Menschen, eben die Angehörigen der sozialen Schichten, auf einer senkrecht stehenden Achse übereinander aufgereiht wären. Diese Vorstellungsform ist früher ausführlicher behandelt worden (7).

Bei der Analyse von Aussagen auf die Frage, wie man die Menschen in Deutschland im allgemeinen einteilen könne, ist festzustellen, daß das Image der Gesellschaft eine gedachte vertikale Achse besitzt, die Statusdimension. Die Achse definiert „oben—unten“ oder auch „hoch—tief“, „mächtig—machtlos“.

Diese Dimension ermöglicht es, Gruppen von Menschen und Einzelpersonen auf ihr als verschieden hoch oder verschieden tief stehend zu placieren. Die gedachte vertikale Achse hat — im Image — zwei Enden, sie wird nicht als endlose Linie vorgestellt, die nur Richtung anzeigt. Die beiden Enden markieren die Grenzen der Gesellschaft in vertikaler Hinsicht: ganz oben stehen ihre „höchsten“, ganz unten ihre „niedrigsten“ Mitglieder. Nun kann man sich jedoch auch eine Verlängerung der Achse über ihre beiden Enden hinaus vorstellen. Dann kommt man aber in Bereiche, die außerhalb der Gesellschaft liegen: auf die übermenschliche Welt, den göttlichen Bereich, den Himmel, der als „ganz oben“ vorgestellt wird, und die „Unterwelt“ ganz unten, sowohl im Sinne der menschlichen, kriminellen Unterwelt, in die man „untertaucht“ oder „abrutscht“, als auch im Sinne der magischen Unterwelt, der „Hölle“, ganz unten.

Die vertikale Achse hat nicht nur Enden, zwischen denen sich die Gesellschaft spannt, sondern sie hat auch eine ziemlich deutlich markierte Mitte. Diese Mitte ist der Bezugsbereich, von dem aus man nach oben oder nach unten rechnet und dadurch anzugeben vermag, wie hoch oder wie tief eine Person steht. Zur Mitte gehören die „durchschnittlichen“, „normalen“ Menschen, und deswegen sind die Personen, die höher stehen als die in der Mitte, auch „über dem Durchschnitt“, „höher als die normalen Menschen“, die tiefer stehenden „unter dem Durchschnitt“. Zu dieser „Mitte“ der Gesellschaft zählen traditionell die „Mittelschichten“, nach unserer Benennung, und wohl genauer definiert die Angehörigen der Unteren Mittelschicht und die der Oberen Unterschicht, die ohnehin die zahlenmäßig größten Gruppen der Gesellschaft bilden (8). Auch im Image ist dies ausgeprägt: etwa in der Mitte dieser vertikalen Achse, so glaubt man, stünden die meisten Menschen. Je höher man einerseits und je tiefer man andererseits von dort fortschreite, desto weniger Menschen würde man antreffen. Ganz oben und ganz unten stünden nur Einzelne.

Die gesamte Gesellschaft wird als gegliedert erlebt entlang dieser Achse. Versucht man festzustellen, wie viele soziale Schichten gesehen werden, so zeigt sich bei Interviews wenig Übereinstimmung. *Renate Mayntz* hat bei einer Gemeindestudie Angaben erhalten, die von 2 bis 9 und mehr Schichten reichen (6), unsere Erhebungen auf nationaler Basis erbrachten Nennungen von 2 bis 6 Schichten (7). Drei Schichten werden jedoch bei weitem am häufigsten genannt, wohl deshalb, weil man dadurch am leichtesten auf die drei Bereiche der vertikalen Achse hinweisen kann, auf die beiden Enden „oben“ und „unten“ und auf die „Mitte“. Eine Analyse der Protokolle zeigt jedoch, daß die Anzahl der genannten Schichten von der Fragestellung abhängig ist — fragt man intensiver nach und gibt sich nicht mit der ersten Antwort zufrieden, so ist fast regelmäßig eine Erhöhung der Anzahl der genannten Schichten zu erreichen. So scheint die Festsetzung der Anzahl der Schichten, mit denen man arbeiten will, etwas in das Ermessen des Bearbeiters gestellt. Sie ist aber eigentlich abhängig von der Art der Symbole, deren man sich bei der Zuordnung von Personen zu sozialen Schichten bedienen will. Hier kann man sich auf empirische Forschung verlassen, aus der sich ergibt, daß Berufssymbole bei weitem am häufigsten und am leichtesten verwandt werden, um den sozialen Status — oder die Placierung von Menschen auf der vertikalen Achse des Images — zu bestimmen. In der beruflichen Tätigkeit gibt es aber nun sehr klare Prestigeunterschiede und Gruppierungen, die am besten das Erleben von Statusunterschieden bei den Mitgliedern der Gesellschaft, wenn man sich auf ein einzelnes Symbol beschränken will, wiedergeben. Beispielsweise sind Berufsbezeichnungen wie Hilfsarbeiter, Gelegenheitsarbeiter, Handlanger sehr deutlich — und dies durch eine Schwelle — unterschieden von den „Gelernten“ wie Bauarbei-

ter; Facharbeiter sind klar unterschieden von den Industriemeistern usw. So bietet sich eine Gliederung der Gesellschaft in 7 soziale Schichten als sinnvoll an (8).

Die vertikale Achse definiert — auf den ersten Blick — sozialen Status. Was heißt aber „hoher“ oder „niederer“ sozialer Status, „hohes“ oder „geringes“ Prestige, „oben“ oder „unten“ in der Gesellschaft stehen? Die Analyse von Protokollen zeigt, daß man die Definition des sozialen Status — die Festlegung des Platzes auf der vertikalen Achse — als abhängig sieht von der Bestimmung dessen, was man den erlebten oder erwarteten Grad der Freiheit sozialen Verhaltens nennen könnte oder das Maß des Zuganges zu jenen Werten und Gütern, von denen man glaubt, daß sie das Leben lebenswert machen. Wer oben steht, dem „geht es besser“, und je besser es jemandem zu gehen scheint, desto höher wird er eingestuft. Oben werden ohnehin „die Besseren“ gesehen, was jedoch nicht als moralische Wertung verstanden wird, sondern im Sinne des höheren Privilegs, die Güter und Freuden des Lebens genießen zu können. Die Menschen dagegen, denen es in dieser Hinsicht „schlecht geht“, werden „unten“ gesehen. Eigentlich ist damit aber nicht gemeint, daß der soziale Status allein oder vornehmlich durch die Segnung mit materiellen Gütern definiert sei. Dies kann ein wichtiger Aspekt sein, er ist aber nicht der entscheidende. Was eigentlich mit Status gemeint ist: Der Grad der Freiheit, sich so zu verhalten, wie man es selbst für richtig ansieht, alles das tun zu können, was man gerne möchte, frei zu sein von den Forderungen der Umwelt und den Notwendigkeiten, alle Energie für das bloße Überleben aufzuwenden, so daß man sich auch mit den bezeichnenderweise so genannten „höheren Dingen“ beschäftigen kann. Anders ausgedrückt: Sozialer Status wird als abhängig gesehen von dem Grad, in dem es einer Person oder einem Angehörigen einer sozialen Schicht möglich erscheint, mit der eigenen Lebensenergie „frei“ und nach eigenem Gutdünken umzugehen. So glaubt man beispielsweise von den Mitgliedern der Oberschicht, daß sie sehr wenig Energie auf die Sicherung ihres Daseins verwenden müßten und deshalb alle Energie auf Dinge und Aktivitäten zu richten in der Lage sind, die sie schätzen. Angehörige der Unterschichten dagegen müssen, so glaubt man, ihre Lebensenergie vor allem dazu einsetzen, um zu überleben, sie haben nur sehr wenig „freie“ Energie. Ihr Verhalten wird ihnen weitgehend von ihrer Umwelt vorgeschrieben, während das der Oberschicht weitgehend von persönlichen Wünschen, von selbstgesteckten Zielen geleitet werde. Oberschichtleute werden deshalb als „freier“ in ihrem Verhalten gesehen, je tiefer man geht, desto gebundener, unfreier würden die Menschen.

Hieraus verstehen wir auch, warum Beruf, Bildung, Einkommen, Art der Bezahlung und Besitz so gute Indikatoren für sozialen Status sind. Beruf defi-

niert — neben vielem anderen — die Art der Sicherung des Lebensunterhaltes: Wieviel und welche Art von Energie muß eine Person dafür aufwenden? Wieviel freie Energie bleibt ihr also? Der Bildungsgrad zeigt u. a. an, über welches Wissen und über welche Fähigkeiten ein Mensch verfügt, sich mit seiner Umwelt auseinanderzusetzen, sie zu erkennen, sie zu handhaben und sie dadurch zu meistern, ohne sich von ihr beherrschen zu lassen. Einkommen und Besitz weisen auf die materielle Seite dieser Meisterung hin, auf den Grad der Unabhängigkeit vom Materiellen und damit auch von anderen Menschen. Die Art der Bezahlung — täglich, wöchentlich, monatlich oder direkt, durch Bargeld, indirekt mit Scheck — zeigt symbolisch die Dringlichkeit der Existenzsicherung, die Abhängigkeit von der Umgebung oder der möglichen Freizügigkeit ihr gegenüber.

Dies alles sind Aspekte der Macht oder der Fähigkeit, freie Energien zur Wirkung zu bringen. So kann man auch sagen: Sozialer Status wird definiert durch den Anteil des Energiepotentials, der als zur freien Verfügung stehend erlebt wird.

Die Verwendung solcher Energie kann auf verschiedene Weise demonstriert werden. Beim „Universitätsprofessor“, um einige als „hochstehend“ angesehene Berufe oder Rollen herauszugreifen, durch seine Bildung und die ihm zugeschriebene Freiheit, nach eigenem Gutdünken zu forschen und zu lehren; beim „Gerichtspräsidenten“ durch die Macht, in wichtigen Fragen Recht zu sprechen oder Entscheidungen zu bewerten, notfalls über die Freiheit anderer zu verfügen; beim Adeligen X durch die Freiheit seines Verhaltens, basierend auf Erziehung, Verwandtschaft, ererbtem Vermögen; beim neureichen Herr Y durch seine materielle Potenz und die Freiheit, damit nach Gutdünken umzugehen; beim Kirchenfürsten durch die geistige Unabhängigkeit von weltlichen Dingen — vielleicht verbunden mit weltlicher Macht — und das Verfügen über die Macht des Glaubens; beim Staatsmann durch die Freiheit, politische Macht auszuüben; beim Repräsentanten großer Organisationen durch das Privileg, durch bloßes Dasein zu wirken usw.

Da die vertikale Achse im Image der Gesellschaft durch den Grad einer auf diese Weise demonstrierten und erlebten Freiheit des Verhaltens bestimmt wird und da diese Vorstellung offenbar bei allen Mitgliedern der Gesellschaft vorhanden ist, wird es auch verständlich, warum sozial Höherstehenden allgemein soviel mehr Aufmerksamkeit entgegengebracht wird als sozial tiefer platzierten Menschen. Man interessiert sich eher für Personen, deren Verhalten ungebundener sein kann, als für solche, deren Handeln stärker als das eigene von den Umständen vorgeschrieben wird, weil „Freiheit des Verhaltens“ für jeden Einzelnen einen positiven Wert darstellt. Das heißt jedoch nicht, daß nun jeder auch so sein wolle, wie die Leute ganz oben. Gerade die Oberschicht

wird äußerst kritisch betrachtet (9). Wohl aber heißt dies, daß Menschen, die über ein größeres Maß an persönlicher Freiheit, über weniger Gebundenheit an andere und anderes verfügen, nur wegen dieses Kennzeichens allgemein interessant sind, weshalb über sie auch in den Massenmedien gerne berichtet wird.

Nun ist es sehr aufschlußreich zu beobachten, wie sich die Vorstellungen verändern, wenn man auf der Verlängerung der vertikalen Achse über die Grenze, die die höchste Spitze der Gesellschaft bezeichnet, nach oben fortschreitet. Wie erwähnt, kann man sich eine solche Verlängerung vorstellen. Das soziale Verhalten wird dann im Image, nachdem es mit dem Ansteigen des sozialen Niveaus innerhalb der Gesellschaft immer mehr an Freiheit gewonnen hat, weit jenseits der Grenze, sozusagen dort, wo die vertikale Achse ihren Sinn verliert, im Unendlichen wenn man will, zum Idealverhalten. Das Bild des Göttlichen erweist sich als mit dem projizierten Idealverhalten ausgestattet. Dieser Gedanke, solche Fragen mit in die Betrachtung einzubeziehen, drängt sich beim Studium der Protokolle auf. Hier werden etwa die Angehörigen der Oberschicht gelegentlich als „die sogenannten Halbgötter“, als „die tun so, als wären sie Gott“, usw. beschrieben. Das Bild Gottes also, so scheint es, wird mit dem Idealverhalten ausgestattet oder auch: es repräsentiert das in einer Kultur vorhandene Verhaltensideal. Dazu genügen hier einige Andeutungen: Das Bild Gottes unserer Gesellschaft — und sicher nicht nur dieser — umfaßt absolute Selbständigkeit, völlige Unabhängigkeit, absolute Macht und Herrschaft, den Besitz alles Seienden, die höchste Autorität und die höchste Repräsentanz, das absolute Wissen, die All-Gegenwart, die Unsterblichkeit, die Ewigkeit des reinen Geistes, die Idee des Höchsten, Herrlichsten, das absolute, ungebundene Sein.

Andererseits führt die Oben-Unten-Dimension im Image nach unten über die Gesellschaft hinaus, und auch hier finden wir bezeichnende Verhaltensweisen — die sich wieder als definiert durch den Grad und die Art der Freiheit oder Gebundenheit des vorgestellten Verhaltens zu erkennen geben. Diesen Weg können wir ebenfalls gehen, legitimiert durch Bemerkungen in Interviews über die sozial am tiefsten stehenden Menschen: sie lebten „fast wie Tiere“, seien „arme Schweine“, „arme Hunde“ usw. Sozial unter den Menschen — wenn der Ausdruck erlaubt ist — stehen die Tiere (wenn nicht die „Untermenschen“, die Triebhaften, die Geistlosen, die Verbrecher, die Gejagten), die Tiere also, deren Abhängigkeit von der Umwelt und vom eigenen Bedürfnis evident ist — in sich aber wieder geordnet in einer nach der vorgestellten „Freiheit des Verhaltens“ gegliederten Organisation mit dem „königlichen Löwen“, dem „freien Adler“ an der Spitze oder den „höheren“, menschenähnlichen Säugetieren oben und den „niederen Tieren“ unten. Unter dieser Organisation kann

man sich die „primitive“ Lebenswelt der Pflanzen vorstellen, die „vegetieren“, und deren Vermögen, sich frei zu bewegen, verschwunden ist. Darunter steht im Image die organische und anorganische Natur, die unbelebt ist und selbst nichts tut, sondern allenfalls „zerfällt“, und deren Existenzform ganz von äußeren Kräften, den Naturgesetzen bestimmt wird. „Ganz unten“, im spirituellen Bereich, tief in der Hölle residiert der Teufel, die Idee des Bösen, des Verachtenswürdigen, der mit Gottes Billigung triebhaft wirkt nach ihm vorgezeichneten Gesetzen und in geborgter Freiheit.

Dies bleibt hier nur anzudeuten, um darauf hinzuweisen, zwischen welchen Polen die vertikale Achse im Image der Gesellschaft, auf der sich die sozialen Schichten aufreihen, eingespannt ist.

2. Die horizontale Gliederung der Gesellschaft

Neben der vertikalen Gliederung findet sich im Bild der Gesellschaft auch eine Einteilung von Menschen in Gruppen, die man sich gewissermaßen „horizontal“, also als nebeneinander aufgereiht vorstellt. So wie es eine gedachte vertikale Achse gibt, existiert auch eine horizontal verlaufende Dimension.

Die horizontale Struktur-Achse des Images bezeichnet die Nähe zur Gesellschaft oder die soziale Distanz zu ihr. Während die vertikale Dimension das Oben-Unten oder Hoch-Tief anzeigt, markiert die horizontale Achse „innen-außen“. Es gibt dafür, wie ja auch im Vertikalen, mehrere Ausdrucksformen, die auf ähnliches hinweisen: Integration-Desintegration, Engagement-Desengagement (1), Nähe-Ferne. Jedenfalls beschreibt diese Vorstellungsform den Grad der erlebten Zugehörigkeit zur Gesellschaft.

Bezugsbereich für das „Innen“ oder „Innerhalb“ sind die Menschen, die als die normalen, durchschnittlichen, typischen Repräsentanten der Gesellschaft angesehen werden, die Angehörigen der „Kerngesellschaft“, wenn man sie so nennen will, um sie von den Randgruppen, den „marginal men“ (10) abzusetzen. In der Gesamtgesellschaft fallen die „normalen Menschen“ im horizontalen Sinne, dem der Integration, mit den „normalen Menschen“ im vertikalen Sinne, also dem des Status zusammen. „Normal“, „durchschnittlich“ sind solche Personen einer Gesellschaft, die im sozialen Status etwa in der Mitte stehen, nicht zu hoch, aber auch nicht zu tief, und die außerdem gut integriert sind. Dies ist der berühmte „Durchschnittsbürger“, der „Mann auf der Straße“, der im „Monsieur Blot“ von *Pierre Daninos* und anderen Büchern auch zu literarischen Ehren gekommen ist.

Es gibt aber auch innerhalb jeder Schicht „horizontal“ verschieden placierte Menschen, solche, die in verschiedenem Maße „dazugehören“ oder „außerhalb“ stehen. Bezieht man die Kerngruppen der einzelnen sozialen Schichten in die

Vorstellung von der horizontalen Gliederung der Gesellschaft ein, so erhält man ein Gesellschaftsbild, in dessen Zentrum, alle sozialen Schichten umfassend, aber immer nur einen Teil ihrer Mitglieder, gleichsam in verkleinertem Maßstab die Gesamtgesellschaft wiederholt ist.

Die Vorstellungsformen im Vertikalen und Horizontalen sind ähnlich — wie es beispielsweise im Vertikalen eine „Mitte“ gibt, besteht im Horizontalen die Vorstellung eines „Kernes“, eines „Zentrums“.

Abweichungen von dieser Kerngesellschaft werden nun in drei Richtungen gesehen, in der vertikalen, der horizontalen und der zeitlich-räumlichen Dimension. Zur vertikalen Abweichung: Die Analysen von Selbst- und Fremdimages der Angehörigen der sozialen Schichten und der Vergleich der Bilder ergibt, daß die entsprechenden Images um so mehr voneinander verschieden sind, je höher und je tiefer, von der sozialen Mitte aus gerechnet, die beschriebene Schicht liegt (9). Die Angehörigen der Oberschicht einerseits und die „Sozial Verachteten“ andererseits rechnen sich selbst zwar noch zur Gesellschaft, die anderen Mitglieder der Gesellschaft sprechen ihnen diese Zugehörigkeit in der Regel jedoch ab. Sie gelten als zu hoch oder zu tief, nicht nahe genug an der Mitte stehend und deshalb als marginal. — Horizontal außerhalb der Kerngesellschaft, aber durch die Eigenart ihres sozialen Verhaltens immer noch assoziiert mit einer sozialen Schicht werden Menschen gesehen, deren Lebensweg „nicht normal“ verläuft, „so wie es sich gehört in diesen Kreisen“; z. B. also Menschen mit seltsamen, ungewöhnlichen Berufen oder beruflichen Tätigkeiten, solche, die den Institutionen nicht angehören, die anders aussehen, sich anders kleiden, anders sprechen, Fremde und Besucher von anderswo, Menschen, die ihren Beruf ändern, die unstabil sind, die sich gegen die Gesetze vergehen oder gegen die Verhaltensnormen. Kurzum Menschen, die durch ihr Verhalten „auffallen“, die anders sind als die normalen Menschen, so wie überhaupt jedes für die Kultur zu auffällige Verhalten einen Menschen von der Kerngesellschaft entfernt. — Zur Abweichung von Menschen im Zeitlich-Räumlichen schließlich wäre zu sagen, daß es sich dabei um die „neuen“ Mitglieder einer Gruppe handelt, um die sozial Mobilen beispielsweise, die nicht in diese Schicht oder Gruppe hineingeboren wurden und die marginaler sind als die Nicht-Mobilen, die Menschen, die schon lange da sind, die „eigentlichen“ Mitglieder einer Gruppe.

Auch bei der horizontalen Gliederung der Gesellschaft unterscheidet man Gruppierungen, nicht ein übergangloses Kontinuum von sozialer Ferne zu sozialer Nähe. Wir haben schon die „eigentlichen“ Mitglieder der Gesellschaft, die nicht-mobilen Angehörigen der „Kerngesellschaft“ erwähnt und sie abgesetzt von Menschen, die zugezogen, sozial aufgestiegen oder abgestiegen sind. Sie sind entfernter von der Kerngruppe als deren alte Mitglieder. Irgendwann

werden sie aber vielleicht „aufgenommen“ in den inneren Kreis, und dann gehören sie — plötzlich — dazu. Solche Grenzen und Übergänge gibt es in vielen Verhaltensgebieten: Ein Mensch, der die Landessprache nicht spricht, ist deutlich entfernter von der Gesellschaft als jemand, der sie ein wenig spricht, und dieser wieder distanzierter als jemand, der sie als Muttersprache beherrscht. Ein Krimineller ist entfernter als ein „braver Bürger“, jeweils mit einer deutlichen Markierung der Grenze zwischen beiden usw.

Besonders klar kann man diese Einschnitte im Image der Alters- und Berufs-Entwicklung verfolgen, zweier Aspekte, deren Symbolik sehr wichtig ist zur Bestimmung der Marginalität. Beides sind zeitgebundene Verläufe und deshalb auf die erwartete Lebenszeit — auch ein Image-Kennzeichen — abgestimmt. Das Image enthält nun sehr klar die Vorstellungen eines „Normalverlaufes“. Zwar gibt es in jeder Entwicklungsphase Personen, die als „zu jung“ oder „zu alt“ für dieses Stadium angesehen werden oder die berufliche Tätigkeiten ausüben, die der Altersvorstellung im Image dafür nicht entsprechen. Diese Personen sind entfernter als andere, die den „normalen Weg gehen“. Aber auch wenn die Entwicklung „normal“ verläuft, ist sie gegliedert. Etwa nach dem Alter: Es gibt Säuglinge, Kinder, die zu laufen und zu sprechen anfangen, die in die Schule eintreten, Menschen, die heiraten, die Kinder bekommen, die schulpflichtige Kinder, die erwachsene Kinder haben, die dann wieder allein sind, aber zu Großeltern werden, und die Alten. Im Beruflichen gibt es die Phasen der Ausbildung, der Lehre vielleicht, der Gesellenzeit, der selbständigen, verantwortlichen Arbeit, des Ausscheidens aus dem Beruf, des Rentner- oder Pensionär-Seins. Bei solchen „Normalentwicklungen“ wächst der Mensch in die Gesellschaft hinein, wird sozialisiert, lebt in ihr als vollgültiges Mitglied und zieht sich aus ihr zurück. Die wichtigen Übergänge des sozialen Status sind markiert: Geburt, Schuleintritt, Schulabgang, Heirat, Geburten, Tod. Auch im Beruflichen: Lehrlings-, Gesellen-, Meisterprüfungen, Abschlußprüfungen, Diplome, Zeugnisse, Berufs-Jubiläen, Pensionierung. Innerhalb solcher Normalentwicklung werden jedoch — von der Gesellschaft her gesehen — bestimmte Phasen als „näher“ gesehen als andere. Personen in diesen Entwicklungsstufen sind deswegen verschieden weit entfernt vom „Normalen“: ein Kind oder ein alter Mensch weiter als ein Erwachsener, ein Lehrling oder ein Pensionär weiter als eine Person „im Arbeitsprozeß“, ein Junggeselle oder jemand, der geschieden ist, weiter als ein Verheirateter, ein Verheirateter ohne Kinder weiter als ein Ehepaar mit Kindern, das die „Vollfamilie“ repräsentiert usw.

Nun kann man bei der horizontalen Gliederung der Gesellschaft im Image wiederum etwas Ähnliches beobachten, wie es auch schon bei der vertikalen Gliederung erkennbar war. Menschen, die in sozialer Distanz zur Kerngesellschaft oder zur Gesellschaft überhaupt stehen, sind sehr viel auffälliger als

andere. Sie werden mit größerem Interesse beobachtet als die „normalen“ Angehörigen der Kerngesellschaft. Dies in gleicher Weise, wie sich auch die allgemeine Aufmerksamkeit auf Personen mit höherem Status richtet. Kinder und alte Leute, Kriminelle und Ausländer, Intellektuelle und Künstler, „überständige“ Junggesellen und Geschiedene, Familien ohne Kinder, Arbeitslose bei Arbeitermangel, Berufslose und Vagabunden, Ausgestoßene aller Art, jemand, der einen Autounfall hat, Männer mit Toto-Gewinnen, Mädchen, die einen Märchenprinzen heiraten — sie alle sind sozial auffällig, das öffentliche Interesse richtet sich auf sie, und wenn sie kurios genug sind, geben sie Stoff ab für die Massenmedien. Wiederum erfährt man nicht deshalb gerne von ihnen, weil man so sein möchte wie sie, sondern weil man ausgefallenes, un-normales soziales Verhalten interessant findet.

Damit kommen wir auf die Bedeutung der horizontalen Dimension in der Gliederung des Images der Gesellschaft. Offensichtlich wird die Nähe der Kerngesellschaft definiert durch den Grad der Akzeptierung der Werte der Gesellschaft — was auch immer diese Werte sein mögen. Im Image der Gesellschaft sind die Anweisungen für das Verhalten der „guten Bürger“ gemeinverbindlich festgelegt, es sind die akzeptablen Rollen definiert und Rollen und Verhaltensweisen überhaupt bewertet. „Nähe“ zur Gesellschaft ist das Ergebnis der Anerkennung dieser gruppenspezifischen und gesellschaftlichen Verhaltensnormen durch den Einzelnen.

3. Die funktionale Gliederung der Gesellschaft

Neben der vertikalen und horizontalen Gliederung sozialer Gruppen im Image der Gesellschaft steht ein anderes, drittes Einteilungsprinzip: die Organisation von Gruppen nach „funktionalen“ Gesichtspunkten. Menschen werden funktional bewertet und klassifiziert nach dem Grad und der Art der ihnen zugeschriebenen Wichtigkeit für andere Menschen. Die Vorstellungsform definiert also die Dimension „wichtig-unwichtig“ oder auch „nützlich-schädlich“, „wertvoll-wertlos“, „bedeutend-unbedeutend“.

Schon die Alltagserfahrung zeigt, daß Menschen nicht nur nach ihrem sozialen Status oder ihrer Integration, sondern auch einfach nach ihrer Nützlichkeit bewertet werden. In einer bestimmten Situation, für eine bestimmte Aufgabe, muß man einfach jemanden haben, der in ihr funktionieren kann, der zu helfen vermag, der das Problem löst kraft seiner Fähigkeit, das zu tun, was gerade gebraucht wird: einen Arzt, einen Elektriker, einen Lehrer, einen Geistlichen, die Feuerwehr, die Polizei, einen Dolmetscher, einen, der die Gegend kennt usw. Der andere tut dann etwas für seine Mitmenschen, das diese für sich selbst nicht oder nicht so gut tun können. Er erfüllt eine Funktion und deswegen

ist er für sie „wichtig“. Einleuchtenderweise hängt diese Wichtigkeit nun von den Umständen ab oder, genauer gesagt, vom Zusammentreffen bestimmter Fähigkeiten auf der einen und bestimmter Bedürfnisse auf der anderen Seite. Auf einen Sinologen, den Bremser auf der Achterbahn, auf Frau Meier von nebenan kommt es vielleicht entscheidend an im Augenblick, während sie ihre Rollen spielen, ihre Funktionen erfüllen — später, bei veränderten Verhältnissen, wird ihre Leistung für den Einzelnen vielleicht wertlos. Natürlich beeinflusst das Erleben oder Erwarten solcher Funktionen das Verhalten ihnen gegenüber und auch ihr eigenes Verhalten.

Während im Einzelfalle die Vorstellung von der subjektiven Wichtigkeit bestimmter anderer Menschen für einen selbst recht flexibel ist und — von emotionalen verwandtschaftlichen oder freundschaftlichen Bindungen abgesehen — im allgemeinen auch leicht auf andere Personen übertragen werden kann, finden wir bei kollektiven Bewertungen von Gruppen in der Gesellschaft durchaus stabile und sehr schwer veränderliche Ideen über die Nützlichkeit der Funktionen anderer Menschen. Dies steht offenbar damit in Zusammenhang, daß die Vorstellungen von dem, was die Gesamtgesellschaft braucht, um existieren, um sich erhalten und entwickeln zu können, weitgehend allgemeinverbindlich, kulturell verankert, durch Ideologie gesichert und so vor rascher Veränderung geschützt sind. In Interviews wird mit Bestimmtheit behauptet, daß gewisse Gruppen wegen ihrer Funktion für die Gesamtgesellschaft besonders wichtig und nützlich seien und daß andere eine vergleichsweise unbedeutende Rolle spielen, so wie man auch Menschen zu nennen vermag, die mehr oder weniger unwichtig sind, und ebenfalls solche, die als schädlich für andere, für die Allgemeinheit angesehen werden. Was wir im folgenden zu untersuchen haben, beschäftigt sich also mit der im Image der Gesellschaft beurteilten Fähigkeit und Bereitschaft von Angehörigen sozialer Gruppen, für andere Menschen etwas zu tun, sich für andere als nützlich zu erweisen.

Aus diesem Blickwinkel gesehen erscheint die Gesellschaft anders geordnet als früher. Es entsteht das Bild eines lebenden Organismus mit Teilen, die bestimmte Funktionen erfüllen und dadurch in bestimmter Weise beitragen zum Wohle des Ganzen. Es gibt „Organe“, „gesetzgebende Organe“, „ausführende Organe“, es gibt das „Staatsoberhaupt“ und „Körperschaften“. Da finden wir den „Kopf des Ganzen“, die „Seele vom Geschäft“ und selbst das „Gewissen der Nation“. Die „Glieder“ fehlen nicht. In diesem „Volkskörper“ mit allen seinen Funktionsgruppen und -teilen, die alle, jeder auf seine Weise, dazu beitragen, daß er lebt, gedeiht und blüht, stellt man aber auch „Schädlinge“ und „Parasiten“ fest. So repräsentiert sich das Image der Gesellschaft als lebender, sich verhaltender Organismus, als Persönlichkeit mit „Volkscharakter“. So wie es aber auch bei einem Lebewesen Teile gibt, auf die es notfalls

verzichten kann, ohne zugrunde zu gehen, so wie man dort zwischen „lebenswichtigen“ und nicht so wichtigen Organen unterscheiden kann, so wird es auch mit diesem Gesellschaftsbild gehalten.

Wieder werden die Funktionsgruppen durch Symbole gekennzeichnet. Beruf, Arbeitsbereich, Geschlecht und Alter scheinen, neben anderen, dafür besonders aussagekräftig zu sein. Dies deshalb, weil sie auf mögliches und tatsächliches soziales Verhalten, nun unter Betonung der potentiellen Leistung für die Gemeinschaft, zu schließen erlauben. Beruf wird in diesem Zusammenhang zum „Berufsstand“, zur Organisation von Menschen mit gleicher Funktion, mit der gleichen Art von Leistungen gegenüber der Gesellschaft oder zur Art der beruflichen Tätigkeit: die Arbeiter, Angestellten, Beamten, die Juristen, Ärzte, Lehrer, die Soldaten und Geistlichen, die Bauern und Landwirte, die Kaufleute, die Künstler, Intellektuellen und Wissenschaftler, die Handwerker, die „Modeschaffenden“ usw. Auch Arbeitsbereiche gehören hierher: jemand arbeitet in der Industrie, in der Produktion, der Verwaltung, ist beim Theater, „im Bankfach“, im Ministerium, bei der Post usw. Solche Symbole beschreiben schon recht gut, was jemand für andere leistet.

Diese Gruppierungen werden als funktional und damit auch als situationsbedingt gesehen — man glaubt, daß Menschen eine bestimmte Rolle zu einem gewissen Zwecke und deshalb vielleicht auch nur während einer gewissen Zeit spielen sollen. Sie sollten also fähig sein, ihre Funktion zu verändern oder zu verschiedenen Zeiten und Gelegenheiten verschieden zu agieren: neben ihrer Berufsrolle auch die des „Privatmannes“, „Familienvaters“, „Kinobesuchers“, „Kleingärtners“ usw. erfüllen können. Bei vermuteter Inflexibilität entstehen Bilder mit karikaturistischen Zügen, wie sie die „typischen“ Mitglieder einer Gruppe aufweisen, die sich nicht wandeln können und sich in verschiedenen Situationen immer gleich verhalten, wie der „typische Offizier“, der „typische Beamte“, der „typische Kleinbürger“ usw.

Legt man nun solche „funktionalen“ Berufsbezeichnungen, Namen von Berufsständen oder von Arbeitsbereichen Personen vor mit der Bitte, sie nach ihrer Wichtigkeit zu ordnen, so macht das den Befragten meist gar keine Schwierigkeiten. Sehr deutlich gibt es hier Reihenfolgen der Bedeutung.

Am wichtigsten für alle erscheinen die Bauern. Ohne sie gäbe es nichts zu essen, „wir müßten alle verhungern“. Meist für ebenso bedeutsam gelten aber die Arbeiter, die Straßen und Häuser bauen, die Kohle fördern und Stahl verhütten und so die Basis schaffen für die Verarbeitung von Material in Fabriken. Die Industriearbeiter sind zusammen mit den Handwerkern die an zweiter Stelle wichtige Gruppe von Menschen. Auch sie produzieren, die Güter nämlich, die für das Leben nötig sind. Ärzte und Rechtsanwälte gehören auch zu den wichtigen Menschen, jedoch mit einem Unterschied: man braucht solche

Leute nicht immer, sondern nur in Notfällen, wie auch die Polizei oder die Feuerwehr. Weniger wichtig, von „normaler“ Bedeutung möchte man sagen, sind die Angestellten, die Menschen in Dienstleistungsbetrieben, bei der Post, bei der Bahn. Sie muß es eben auch geben. Als relativ unwichtig gelten die Beamten wie alle Menschen, die Verwaltungsfunktionen haben. Auch die „freien Berufe“ gehören hierher. Und bloß zum Vergnügen da sind die Künstler: „Auf die kann ich verzichten.“ Auch Politiker werden oft zu den Entbehrlichen gerechnet, wie Geistliche oder Soldaten: „Die kosten bloß unser Geld.“ Schädlich aber sind alle, die nicht arbeiten, obwohl sie im arbeitsfähigen Alter stehen und in der Lage dazu sind: „die Arbeitsscheuen“, „die Faulenzer“, „die Reichen, die von ihrem Geld zehren“. Leute, die auf Kosten anderer leben, sind „Schmarotzer“ und „Schädlinge“ wie die Kriminellen, die andere berauben, betrügen oder schädigen.

Es ergeben sich also Stufen der Wichtigkeit. Menschen, die dafür sorgen, daß die Grundbedürfnisse befriedigt werden, die die Natur bewältigen und nutzbar machen, sind in erster Linie nützlich. Menschen, die Rohmaterial verarbeiten und so für die gehobenen Bedürfnisse sorgen, folgen. Nothelfer für Leib und Gut spielen eine wichtige Rolle, auch sie muß es geben, wenn man sie auch nicht immer braucht. Menschen, die sich mit der Organisation anderer Menschen beschäftigen, die Schreibtischberufe haben oder etwas schon Bestehendes verwalten, gelten als weniger bedeutsam für die Gesamtgesellschaft. Entbehrlich sind die Menschen, die „nur“ zum Vergnügen anderer beitragen, schädlich solche, die auf Kosten anderer leben. Sie haben keine Funktion und helfen nicht. — Bei diesen funktionalen Bewertungen zeigen sich noch drei Tendenzen: einmal werden alle Personen, die in der Industrie und Technik stehen, vom Industriearbeiter bis zum Atomwissenschaftler als wichtiger angesehen als andere in vergleichbaren Stellungen. Zum zweiten werden alle Spezialisten, alle Fachleute in der Bewertung bevorzugt. Schließlich werden in jeder Gruppe die Ausführenden und ebenso die Menschen in Spitzenpositionen einer Hierarchie als wesentlicher und als nützlicher für die Gesellschaft beurteilt als Menschen mit Aufgabenbereichen dazwischen.

Ein anderes wichtiges Symbol für die funktionale Unterscheidung von Menschen ist das Geschlecht. Das Bild von Männern und Frauen ist in der Gesellschaft sehr klar definiert (4), beiden Geschlechtern werden bestimmte Aufgaben auch für die Gesamtgesellschaft zugeschrieben. Dies sind ebenfalls Image-Kennzeichen. Dazu nur kurz: Männer haben nach außen gerichtete Funktionen, sie gestalten um, kämpfen, schaffen, setzen sich mit der Natur und mit fremden, potentiell feindlichen Menschen und Dingen auseinander. Frauen bewahren, wirken im inneren Bereich, sorgen für die Familie, ziehen die Kinder auf und sichern so den Fortbestand der Kultur.

Auch das Alter als funktionales Symbol differenziert sehr deutlich. Am wichtigsten für den Augenblick, zur Lösung der gegenwärtigen Aufgaben der Gesellschaft sind die Erwachsenen. Am wichtigsten aber für die Zukunft der Gesellschaft sind die Kinder und Jugendlichen. Nur noch sehr wenige Funktionen kann man den Alten zuschreiben. Man glaubt aber, man helfe ihnen, wenn man es ihnen ermöglicht, so lange es noch geht, so zu sein wie Erwachsene, eine Erwachsenenrolle weiterzuspielen und sich „nützlich“ zu machen.

Solche Bewertungen von Menschen nach ihrer Wichtigkeit und Nützlichkeit sind allgemein anzutreffen. Sie werden natürlich modifiziert im Einzelfall durch eine Reihe von Faktoren. Vor allem durch das Betroffen-Sein. Wer über sich selbst spricht oder über die eigene Gruppe, bewertet die Nützlichkeit generell höher, als dies andere tun. Selbstimage und Fremdimage unterscheiden sich auch in dieser Hinsicht. Dies ist besonders bei solchen Gruppen auffällig, deren Tätigkeit im allgemeinen weniger Bedeutung beigemessen wird.

Nun ist in diesem Zusammenhang noch auf einen anderen Aspekt hinzuweisen, den des, wie man es nennen möchte, „Ansehens auf Grund von Verdiensten um die Gesellschaft“, um ihn vom „Prestige“ zu unterscheiden, dem Ansehen auf Grund von hohem Status, der mit einer Placierung im oberen Teil der vertikalen Statusdimension einhergeht. Dem „Ansehen“ in diesem Sinne liegt Funktionales, Leistung für die Gesellschaft, dem „Prestige“ Macht oder „Freiheit des Verhaltens“ zugrunde. Was wir meinen, ist Verhalten, das von der Gesellschaft belohnt wird, weshalb es „interessant“ ist und Stoff für die Massenmedien bildet: der Mann, der die Funktion der Polizei übernimmt und einen Verbrecher stellt, der Eisenbahner, der durch Eigeninitiative ein Unglück verhütet, der Pilot, der sein abstürzendes Flugzeug auf unbewohntes Gebiet lenkt, der Funkamateure, der einen Notruf auffängt, einer, der einen Brand entdeckt und meldet, einen Ertrinkenden rettet (vorzugsweise ein Kind), der Bomben entschärft — alle diese „Helden des Alltags“ — werden wichtig, weil sie außerplanmäßig etwas für andere Menschen, für die gesamte Gesellschaft tun.

Das Auffällige an solchen spontanen Verhaltensweisen, das, von der Gesellschaft gesehen, Positive an ihnen liegt aber nicht nur in der Tatsache des Handelns für andere. Das kommt sonst auch vor. Wenn die Polizei einen Verbrecher stellt, ein Bademeister einen Nichtschwimmer an Land bringt, ein Schrankenwärter die Barrieren rechtzeitig herunterläßt, erfüllen sie nur ihre Aufgabe. Das Positive in den anderen Fällen liegt darin, daß es außerplanmäßig, ohne die Erwartung einer Gegenleistung und vielleicht unter Einsatz der eigenen Person geschieht, also selbstlos und altruistisch als reine Dienstleistung. Ein solches Verhalten gilt als wertvoller selbst als der Einsatz des Lebens aus Prestige Gründen oder Gewinnsucht, weshalb es auch von der Gesellschaft mit

symbolischen Ehren als Verdienst um das Gemeinwohl belohnt wird. Es ist so, als ob jedes Verhalten danach bewertet würde, welcher Anteil an Energie zu egoistischen und welcher Anteil zu altruistischen Zwecken verwandt wird. Altruismus, Leistung für andere oder auch Dienst an einer Sache, Dienst an einer Aufgabe oder Idee wird mit „Ansehen“ belohnt, und dies unabhängig vom persönlichen Status und der allgemeinen Wichtigkeit der Rolle. Beispiele dafür reichen, außer den genannten, von den „selbstlosen“ Krankenpflegern bis zu den Mönchen, von den Spendern „für eine gute Sache“ bis zu den Stiftern, vom „braven Bürger“ bis zu *Albert Schweitzer*. Das Ansehen alter Menschen — trotz des Gefühls ihrer relativen Unwichtigkeit — folgt aus dieser Haltung, man ehrt die Verdienste, die sie sich in ihrem langen Leben um die Gesellschaft wohl oder übel erworben haben müssen, wobei man über ihren Altruismus sicher sein kann: sie sind zu alt, um an den Freuden des Lebens noch voll teilzuhaben, um die Früchte ihrer Leistung zu genießen.

Egoismus dagegen, Handeln aus Eigensucht, ist verabscheuenswürdig. „Ansehen“ in diesem Sinne wird also wesentlich von der Bewertung des Verhaltens auf der Linie „egoistisch-altruistisch“ abgeleitet, auch dies ist ein funktionales Image-Kennzeichen. Die Bedeutung der funktionalen Dimension im Image der Gesellschaft im allgemeinen leitet sich aus dem Umstand ab, daß in Gesellschaften überhaupt, in primitiven wie in entwickelten, in denen Menschen in Gemeinschaft leben, Funktionen delegiert werden müssen. Deshalb ist es für jeden wichtig, im Vorstellungsbild von sozialen Gruppen die Art und Bewertung der Funktion einzubeziehen, die sie für alle, für die Gesellschaft und also auch für jedes ihrer Mitglieder erfüllen.

Bibliographie

- (1) *E. Cumming* und *W. Henry*, *Growing Old. The Process of Disengagement*, New York 1961.
- (2) *Ralf Dahrendorf*, *Über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen*, Tübingen 1961.
- (3) *G. Kleining*, Bedeutungs-Analyse, ein Verfahren der qualitativen Absatzforschung, in: *Zeitschrift für Markt- und Meinungsforschung*, 2. Jhr., 1 + 2, 1958/59.
- (4) *G. Kleining*, Die Idee des echten Mannes in Deutschland, in: *Psychologie und Praxis*, 3. Jhr., 2, 1959.
- (5) *G. Kleining*, Zum gegenwärtigen Stand der Image-Forschung, in: *Psychologie und Praxis*, 3. Jhr., 4, 1959.
- (6) *Renate Mayntz*, Soziale Schichtung und sozialer Wandel in einer Industriegemeinde, Stuttgart 1958.
- (7) *Harriet Moore* und *G. Kleining*, Das Bild der sozialen Wirklichkeit, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, XI, 1959.
- (8) *H. Moore* und *G. Kleining*, Das soziale Selbstbild der Gesellschaftsschichten in Deutschland, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, XII, 1960.
- (9) *H. Moore* und *G. Kleining*, Soziale Fremdbilder der Gesellschaftsschichten in Deutschland, erscheint in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*.
- (10) *R. E. Park*, Human Migration and the Marginal Man, in: *American Journal of Sociology*, XXXIII, 1927/28, S. 881—893.